

Das Entstehen und Bewältigen von Gefahrensituationen

Dr. Uwe Füllgrabe

Hann.Münden

.SIAK- Journal Zeitschrift für Polizeiwissenschaft und polizeiliche Praxis
BM.I Republik Österreich, 13. Jahrgang, Nr. 3, S. 53 - 65

1. Bereit sein, ist alles

Am Kölner Hauptbahnhof kam es an Silvester 2015 zu massenhafter sexueller Belästigung von jungen Frauen und Diebstählen, nach Augenzeugenberichten vorwiegend durch junge nordafrikanische Migranten. Diese Ereignisse lösten in der Öffentlichkeit großes Entsetzen aus. Auf einer Pressekonferenz danach erwähnte die Kölner Oberbürgermeisterin Frau Reker mehrere Verhaltensregeln für den Karneval, was erstaunlicherweise Unverständnis, Ablehnung und sogar Hämie im Netz auslöste. Beispielsweise löste ihr Ratschlag, (fremde) Personen auf eine Armlänge Abstand zu halten, viele hämische Bemerkungen aus. Im Internet kursierten z.B. Bilder eines Maßbandes, um den Abstand genau zu messen, eine vielarmige indische Göttin usw. Ein Blogger ironisierte ihn mit dem Vorschlag, man könne ja auch den Islamischen Staat mit einer ausgestreckten Hand aufhalten, ein anderer schrieb, dass auch ein Verletzter, der am Boden liegt, einen Helfer auf Armlänge Abstand halten müsse.

All dies verrät a) eine erschreckende Unkenntnis vom Wesen von Gefahren und von richtigem Verhalten in einer Gefahrensituation und b) ein völlig naives Weltbild. Und es zeigt, dass sich die Kritik auf *alle* Interaktionen bezieht, nicht nur auf solche in der Karnevalszeit. Dort muß man selbst entscheiden, ob man in einer großen Menschenmenge das Risiko eingehen will, angegriffen oder Opfer eines Taschendiebstahls zu werden.

Um nicht Opfer eines Angriffs oder Taschendiebstahls zu werden, muss man auf eine **Reaktionsdistanz** achten, Thompson (1997, S. 116) spricht deshalb von einem **psychologischen Zaun**, den niemand verletzen darf. Er versteht darunter die selbstsichere/aggressive Ausstrahlung eines Menschen bzw. das entsprechende Verhalten. Man beobachtet den Gegner genau, sodass man erkennen kann, wann er sich bewegt oder böse Absichten hat. Wenn der Gegner sich vorwärts bewegt, kann man sich rückwärts bewegen oder ihn mit einer Kampftechnik stoppen.

Der psychologische Zaun ist die erste Verteidigungslinie. Dazu reicht bei einem potenziellen Angreifer oft schon aus, dem Gegenüber die offene Handfläche (oder beide) entgegen zu strecken und laut "Halt!!!" , "Stopp!!!" usw. zu rufen. Dies signalisiert dem Gegenüber: Bis hierher und nicht weiter. So wird es auch in vielen Selbstverteidigungskursen gelehrt. Dies ist die erste *Verteidigungslinie*. Der psychologische Zaun verrät dem Gegenüber die eigene Stärke. Man beachte: Täter greifen vorwiegend nur Personen an, die sie als schwach einschätzen: unaufmerksame, hilflose, betrunkene u. ä. Personen.

Dass dies nicht unbedingt hilft, wenn man von mehreren Personen eingekreist wird, zeigt, dass es eben Situationen gibt, in denen man weniger eigene

Handlungsmöglichkeiten hat als in anderen. Hier hätte man nur zwei Optionen: sich passiv in sein Schicksal zu ergeben und vielleicht verletzt oder sogar getötet zu werden oder sich zu wehren: "treten, schlagen, kratzen, beißen" usw., wie es Andreas Mayer empfiehlt, der Leiter der Polizeilichen Kriminalprävention der Länder und des Bundes (HNA, 6.1.2016).

Auch ein anderer Tipp von Frau Reker ist realitätsgerecht: sich in einer Gruppe aufzuhalten. Einer einzelnen Person wäre anzuraten, sich in der Nähe einer größeren Gruppe aufzuhalten, um in einem Notfall Hilfe zu bekommen. Um das Prinzip der geteilten Verantwortung zu durchbrechen, muss dann eine bestimmte Person angesprochen werden, z. B. "Sie, im blauen Pullover, bitte helfen Sie mir!", usw.

Wichtig ist auch ein Gefahrenradar, d. h. genau die Örtlichkeit und die Menschen zu beobachten und auf Veränderungen ihres Verhaftens zu achten. Eine Schülerin berichtete von Köln: "Als wir die Menschenmassen sahen, sind wir schnell zum Hinterausgang, Deshalb ist uns wahrscheinlich nichts passiert." (FOCUS 2/ 2016, S. 32).

Auch die Kritik, mit der Vermittlung von Verhaltenstipps würde den Frauen die Schuld zugewiesen, verrät ein realitätsfernes Weltbild. Die Kriminalpsychologin Anna Salter (2006, S. 247) betont nämlich: "Die Welt ist genau genommen ein ziemlich riskanter Ort. Jede Menge schlimmer Dinge können einem da draußen zustoßen, und oft tut sie das auch." Deshalb hat jeder zunächst die Verantwortung für sein eigenes Leben. Und zur Bewältigung gefährlicher Lagen ist *Survivability* wichtig. Darunter ist die Gesamtheit aller *psychologischen* Faktoren der Gefahrenwahrnehmung und Gefahrenvermeidung zu verstehen (Füllgrabe, 2002, 2016).

Zunächst ist dazu eine innere Haltung notwendig, die Hamlet (Shakespeare, o. J., S. 119) so formulierte: "Geschieht es jetzt, so geschieht es nicht in Zukunft; geschieht es nicht in Zukunft, so geschieht es jetzt; geschieht es jetzt nicht, so geschieht es doch einmal in Zukunft. In Bereitschaft sein ist alles." ("If it be now, 'tis not to come; if it not come, it will be now; if it be not now, yet it will come. The readiness is all.") Deshalb gilt das Prinzip: Erwarte das Unerwartete! Sei vorbereitet! Ripley (2010, S. 15) schrieb entsprechend: ".. bin ich heute, nachdem ich dieses Buch über Katastrophen geschrieben habe, weniger ängstlich. Ich kann Risiken sehr viel besser einschätzen." Und deshalb sind Verhaltenstipps überlebenswichtig.

Mit anderen Worten: Man hat die Wahl: Gefahrensituationen wahrzunehmen und seine mehr oder minder großen Möglichkeiten (und die sind zumeist sehr groß!!) auszuschöpfen oder man bleibt unvorbereitet, und entwickelt, wenn doch ein Unglück passiert, posttraumatische Symptome.

2. Die Welt ist oft anders, als man glaubt

Vor allem im zwischenmenschlichen Bereich hat man es selbst in der Hand, Gefahren zu vermeiden oder zu bewältigen.

Bitte überlegen Sie dazu zunächst, wie sich folgende Situationen entwickelten:

- (1) Welche Chancen hat ein 7jähriges Kind, wenn ein 25jähriger Mann, der wegen Totschlags verurteilt wurde, aber auf Bewährung frei ist, versucht, es zu entführen?
- (2) Am 7.4.1945 wurde das japanische Superschlachtschiff Yamato von amerikanischen Trägerflugzeugen versenkt. Ein Mann der Besatzung wurde von

dem Strudel des sinkenden Schiffs in die Tiefe gezogen. Hatte er überhaupt noch eine Überlebenschance?

(3) Der amerikanische Ethnologe Richard Curtis wollte in einem kriminalitätsbelasteten Stadtteil New Yorks das Drogenmilieu direkt auf der Straße untersuchen. Wie häufig wurde Curtis, wenn er sich in dieser extrem gefährlichen Gegend aufhielt, in einem Jahr

- überfallen a) 0 mal, b) 3 mal, c) 5 mal, d) 11 mal, e) mehr als 11 mal ?
- beraubt a) 0 mal, b) 3 mal, c) 5 mal, d) 8 mal, e) mehr als 8 mal ?
- verletzt a) 0 mal, b) 3 mal, c) 5 mal, d) 9 mal, e) mehr als 9 mal ?

Es ist doch logisch, dass weder das Kind noch das Besatzungsmitglied der Yamato eine Überlebenschance gehabt haben. Und es ist doch selbstverständlich, dass Curtis häufig überfallen und verletzt wurde. Oder?

Diese drei Beispiele zeigen aber beispielhaft, dass die Welt oft anders ist, als man es sich vorstellt und dass man Sachverhalte zumeist nicht am Schreibtisch lösen kann, sondern durch Betrachtung der Wirklichkeit.

Ein Video aus den USA zeigt das Schicksal des Mädchens

(<http://abcnews.go.com/blogs/headlines/2012/02/caught-on-tape-girl-fights-off-...>):

Die 7jährige stand alleine in einem Einkaufszentrum, während ihre Mutter in einem anderen Teil des Ladens war. Der Täter griff nach ihr und versuchte, sie aus dem Laden zu führen, während er versuchte, sie zum Schweigen zu bringen. "Ich schrie, trat ihn und versuchte zu entkommen, und er legte seine Hand über meinen Mund.", berichtete das Mädchen später. Ihr Kämpfen erwies sich als wirkungsvoll, denn der Täter lies sie schnell los und rannte aus dem Laden. Er wurde später gefasst.

Man beachte: Das Mädchen erstarrte nicht vor Schreck oder begann zu weinen.

Vielmehr wurde es **aktiv**. Und es weiß, was es tun würde, wenn dies wieder geschehen würde: "Immer schreien, versuche zu schreien, und tritt so hart wie Du kannst, und suche nach jemand, dem Du vertrauen kannst."

Fazit: Aktives Handeln ist in Gefahrensituationen lebensrettend. So auch im Falle des Überlebenden der Yamato:

"Der Strudel riss mich fort. Ich konnte nichts dagegen tun. Ich dachte daran, meine Schwimmweste zu lösen. Ich wollte aufgeben. In einiger Entfernung vom Schiff tauchte ich wieder auf. Es war hell. Ich öffnete meine Augen und sah blauen Himmel. Als ich kaum noch atmen konnte, musste ich plötzlich an meinen neugeborenen Sohn denken. Und das gab mir Kraft, weiter zu schwimmen. Noch heute sage ich meinem Jungen oft: "Wenn es Dich damals nicht gegeben hätte, gäbe es mich auch nicht mehr." Nach der Rettung durch einen japanischen Zerstörer empfand er: "Nachdem sie mich aus dem Wasser gezogen hatten, spürte ich meinen Lebenswillen, stärker als je zuvor."

(<https://www.youtube.com/watch?v=ys7TJPuDePgm>, ab 40:08).

Dieses Beispiel zeigt, wie viele andere auch (s. Füllgrabe, 2002, 2016), dass oft bei einem "Rendezvous mit dem Tod" das Denken an Bezugspersonen hilft, die Betroffenen zum Handeln zu veranlassen und so die Gefahr zu überwinden. Wie wichtig das ist, belegt Ripley (2010) am Beispiel verschiedener Katastrophen (Brände, Flugzeugunglücke, Geiselnahmen usw.). Dort brach keineswegs Panik aus, sondern eine lähmende Passivität - eine *Panikstarre* (Füllgrabe, 1979).

Ripley (2010, S. 252) berichtet: Als am 28.9.1994 die Hochseefähre Estonia unterging, standen einige Passagiere regungslos da, wie Statuen. Sie versuchten nicht, weg zu kommen und wurden überspült, als das Wasser hereinbrach. "Ein Passagier wurde dabei beobachtet, wie er ein Rettungsboot bestieg, das noch immer festgemacht an seinem Platz hing, sich dann ruhig hinlegte und keinerlei Anstalten machte, es loszumachen. Überlebende sagten: "Auch sie hätten an einem bestimmten Punkt den übermächtigen Drang gespürt, sich nicht mehr zu rühren. Sie konnten diese Benommenheit nur überwinden, indem sie an ihre Familien dachten, vor allem an ihre Kinder" (Ripley, 2010, S. 252).

Man beachte: Panik oder Panikstarre treten nicht automatisch, sondern nur unter *bestimmten* Bedingungen auf (s. Füllgrabe, 1979). Übrigens fand Ripley (2010) bei der von ihr intensiv beschriebenen Geiselnahme kein Stockholm-Syndrom, d. h. eine emotionale Bindung der Geiseln an den Geiselnehmer. Dies kommt - wenn überhaupt - nur unter ganz bestimmten Bedingungen vor.

Wie oft wurde Curtis überfallen?

Die Antwort ist verblüffend: Kein einziges mal ! Er hatte nämlich den stärksten Schutz, den ein Mensch in einer gewaltbereiten Gegend haben kann: Er hatte eine vertrauensvolle, kooperative Beziehung mit den Menschen aufgebaut, eine TIT FOR TAT- Kultur (Füllgrabe, 2002, 2016). Er hatte in einer „Kultur der Ehre“ *Respekt* erworben, der wichtigste Gesichtspunkt des „Gesetz der Straße“ (Anderson, 1994). Die Personen, mit denen sich Curtis beschäftigt, sind in illegale Aktivitäten verwickelt. Angesichts dieses Personenkreises würde ein Außenstehender annehmen, dass Curtis wohl ein sehr gefährliches Leben führt. Doch dies ist nach Angaben von Curtis (1999, S. 13) völlig falsch: „Nach mehr als 20 Jahren intensiver und extensiver Untersuchungstätigkeit auf der Straße in New Yorks gefährlichsten Gegenden, bin ich niemals verletzt worden oder musste jemals um meine körperliche Sicherheit fürchten. Seit den letzten 10 Jahren lebe ich in Brownsville, Brooklyn - ... einstmals die Hauptstadt der Morde in New York City – wo meine beiden Töchter öffentliche Schulen besuchen und wo ich mich vertieft mit Gemeindeangelegenheiten beschäftige. Meine Gründe dafür, in Brownsville zu leben, sind komplex: Sie beinhalten mein Engagement dafür, die Innenstadt zu verbessern und meine Ansicht, dass ich, wenn ich die Sprache der Menschen sprechen will, ich mich unter den Menschen bewegen muss. Ich habe niemals meine Entscheidung bereut.“ Curtis betont ausdrücklich, dass er die Gefahren, die mit seiner Arbeit verbunden sind, nicht herunterspielen will, „und es gibt welche, wenn man nicht weiß, was man tut“ (S. 10). Dass er aber in einem gefährlichen Milieu erfolgreich arbeiten kann, führt er auf folgende Vorgehensweisen zurück:

- 1) Er sagt offen heraus, was er tut, wenn er jemand besser kennenlernen will. Er versucht niemals, jemanden zu täuschen oder sich selbst anders darzustellen. Manchmal vereinfacht er zunächst seine Geschichte, weil Menschen oft misstrauisch werden, wenn zu Beginn einer Beziehung ein komplizierter wissenschaftlicher Versuchsplan geschildert wird. Er erzählt gewöhnlich den Leuten, dass er ein Buch über Drogen schreiben wolle und für ihre Hilfe und Meinungen dankbar wäre. Später, wenn sie interessiert sind, erklärt er den Sinn seiner Untersuchung im Detail. Das Verhalten von Curtis wird also als **echt** und nicht als manipulativ angesehen.
- 2) Wenn er seine Untersuchung durchführt, benutzt er keinerlei Schutzmaßnahmen, sondern vertraut als Schutz auf die Beziehungen, die er entwickelt hat. Er trägt keinerlei Waffen, keine Pistole, kein Messer mit sich, und im allgemeinen erkennen das die Menschen. Dieses Nichttragen von Waffen ist sogar ein Vorteil für ihn. Denn

die Personen aus seiner Untersuchung, wenn er in den „Minenfeldern der Gegend“ arbeitet, sind oft so besorgt um sein Wohlergehen, dass sie sich verpflichtet fühlen, ihn zu begleiten, um für „sicheres Geleit“ zu sorgen. Sie halten es für notwendig, seine Bodyguards zu spielen, weil sie denken, dass er eine wandelnde Zielscheibe für „Überfallspezialisten“ sei. Aber bei mehr als einer Gelegenheit waren die „harten Jungs“ der Gegend, die seine Leibwächter waren, darüber erschrocken und entsetzt, wenn er einfach in „Drogenhäuser“ ging, wo selbst sie Angst hatten, hinein zu gehen. Als sie feststellten, dass er dort jedermann kannte, waren sie noch überraschter. „Wenn ich auch nicht die Gefahren herunterspielen will, die mit dieser Art von Arbeit verbunden sind-...- Ich habe mich immer außerordentlich von denen beschützt gefühlt, die um mich herum waren“ (Curtis, 1999, S. 14).

Fazit: Durch die vielen früheren Interaktionen, hatte Curtis ein vertrauensvolles Klima und **ein Umfeld geschaffen, in dem er sich gefahrlos bewegen konnte.**

Dass er keine Waffen trug, war kein Zeichen der Schwäche, sondern, in Verbindung mit seinem Gefahrenbewusstsein, ein Zeichen der Selbstsicherheit, die Respekt auslöste. Dass man in dieser Gegend nicht mit der Polizei rechnen kann, hat große psychologische Auswirkungen: Der Person, von der man glaubt, dass sie fähig ist, „für sich selbst zu sorgen“, wird eine hohe Achtung gewährt, Dies erklärt auch, warum Curtis sich gefahrlos in einem Problemgebiet bewegen konnte.

Ähnlich konnte ein amerikanischer Postreiter sicher durch Indianergebiete reiten, weil er ausdrücklich auf seinen Revolver verzichtete. Einen Unbewaffneten anzugreifen, bringt keine Ehre!

3. Das Modell der Survivability

Diese Fälle aus den unterschiedlichsten Gebieten zeigen:

- wie unterschiedlich menschliches Verhalten sein kann,
- dass man Gefahren vermeiden und durch sachgemäßes Handeln zumeist bewältigen kann.

Überleben ist also (zumeist) kein Zufall.

Die geschilderten verschiedenartigsten Situationen weisen gewisse Gemeinsamkeiten auf, die ich in einem Modell verarbeitet habe.

Der Untertitel meines Buches *Psychologie der Eigensicherung* (2002, 2016) lautet: *Überleben ist kein Zufall*. Auch Siebert (1996) hatte nämlich darauf hingewiesen, dass Personen, die Gefahrensituationen und andere Krisen erfolgreich bewältigt hatten, sich durch bestimmte Merkmale und Verhaltensstrategien auszeichneten. Leider fehlte seiner Darstellung eine tiefer gehende Systematik. Ich habe deshalb die „Methode der kritischen Vorfälle“ (critical incidents) (Flanagan, 1954) benutzt, um die entscheidenden Faktoren herauszufiltern.

Bei dieser Methode werden Menschen, die in bestimmten Situationen erfolgreich handelten, mit solchen Menschen verglichen, die versagt hatten. Konkret auf die Gefahrenbewältigung bezogen, bedeutet das: Was taten Menschen, die Gefahren erfolgreich bewältigt hatten? Was dachten sie dabei? usw. Und was machten Menschen nicht oder falsch, die zum Opfer wurden? Dann kann man interessante und überraschende Muster finden, die man durch bloßes Nachdenken am Schreibtisch nicht finden würde. So stellte ich bei mehreren Fällen von Personen, die dem Ertrinken nahe waren, fest, dass in ihren Gedanken wichtige Bezugspersonen auftauchten, was dem Gefühl der Hoffnungslosigkeit entgegenwirkte und auf sie beruhigend und motivierend wirkte, also die Voraussetzung für das Entkommen aus der Gefahr schuf. Dies galt ja auch für den Überlebenden der Yamato. Auch im Falle eines Piloten, der in den Anden abstürzte und in vielen Fällen von Polizisten, die

schwerste Verletzungen erlitten, war das Denken an Bezugspersonen der Grundstein für ihre Rettung (Füllgrabe, 2002, 2016).

Aber auch die bloße Darstellung einzelner Fälle ist aus theoretischen und praktischen Gründen nicht ausreichend. Denn es ist wichtig, übergeordnete Muster zu finden und einen inneren Zusammenhang der Faktoren herzustellen. Dazu habe ich aus den empirisch gewonnenen Informationen und wissenschaftlichen Erkenntnissen ein Modell entwickelt, das ich *Survivability* (von *to survive* und *ability*) nannte und sich auf die *psychologische* Seite des Überlebens bezieht. Dieses Modell (Füllgrabe, 2002, 2016) ist umfassend, weil es sich mit *allen* Phasen einer Gefahrensituation beschäftigt: vor, während und nach dem Ereignis und dafür jeweils konkrete Handlungshinweise gibt.

Survivability umfasst drei Bereiche:

1. **Psychologische Prozesse/ Persönlichkeitsunterschiede:**

Manche Menschen bewältigen Gefahrensituationen besser als andere, weil sie sich von diesen unterscheiden hinsichtlich:

- a) **Persönlichkeitsunterschiede:** Individuelle Unterschiede hinsichtlich Wahrnehmung der Situation, Reaktionsbereitschaft, Stressbewältigung usw.
- b) **Kenntnisse** von Gefahren in bestimmten Situationen, von der Psychologie gewaltbereiter Personen und deren Tricks und Angriffstechniken (ob sie also "streetwise", "streetsmart" sind) usw.
- c) **Techniken zur Problembewältigung:** Selbstverteidigungstechniken, Erste Hilfe, sachgemäße Vorgehensweisen bei polizeilichen Lagen, z. B. Verkehrskontrollen, Amoklagen usw.

2. Die richtige **Strategie: TIT FOR TAT** (TFT)

Man muss freundlich sein, aber sich *sofort* gegen Betrug, Gewalt usw. wehren.

3. **Handeln** gemäß dem **Mentalen Judo**

Das mentale Judo besteht aus vier Stufen, je nach dem Stadium der Gefahr:

1) **Vor** dem Umkippen des nichtaggressiven Zustandes einer Situation in Gewalt:

Eigensicherung:

- ***Nichtsprachliche und sprachliche Signale der Selbstsicherheit***
Wer selbstsicher auftritt, wird seltener angegriffen.
- ***„Gefahrenradar“***
"Rick Rescorla hatte eine ungewöhnlich feine Antenne für Gefahren" (Ripley, 2010, S. 291). Ein solcher Gefahrenradar ist wichtig, um gefährliche Entwicklungen schon früh zu erkennen und angemessen reagieren zu können. Ein Gefahrenradar ist aber auch in kurzfristigen Interaktionen wichtig, z. B. für einen Polizisten bei einer Verkehrskontrolle. Man braucht keine Angst zu haben, sondern muss mit *gelassener Wachsamkeit* genau die Situation beobachten, registrieren, was sich in der Situation abspielt und auf *Veränderungen* der Situation oder des Verhaltens einer Person achten. Spezifisch ist wichtig, auf die Hände des Gegenübers zu achten. Sieht man nicht seine offenen Hände, *könnte* er eine Waffe in der Hand haben.

- ***Reaktionsbereitschaft***
- ***Mit Entschlossenheit handeln*** (TFT)

2) **Im Verlauf einer Krise**

Bewältigung der Phasen einer Krise durch:

- **vorherige Stressimpfung** (vorherige geistige Vorbereitung auf Gefahrensituationen)
- **Abrufen automatisierter Verhaltensweisen**

3) Bei schweren Verletzungen und Bedrohungen des Lebens

- **Aktivierung des psychologischen Immunsystems**
Selbst wenn man schwer verletzt wird oder sich in Todesgefahr befindet, hat man immer noch Überlebenschancen, wenn man das psychologische Immunsystem aktiviert. Es besteht konkret aus Gedanken an wichtige Bezugspersonen, Ärger über den Täter u. ä., um Gefühle und Gedanken der Hilflosigkeit und Hoffnungslosigkeit zu verhindern und um zu lebensrettendem Handeln zu motivieren.
- **Schrittweises Handeln zum Entkommen aus der Gefahrensituation**

4) Nachbereitung des Ereignisses

Überlegungen: Was kann ich aus dem Ereignis lernen? Was kann ich besser machen?

Survivability hilft aber nicht nur, gefährliche Situationen zu bestehen, sondern ist auch ein wirksamer Schutz gegen das Auftreten posttraumatischer Symptome. Da posttraumatischen Symptome dadurch entstehen, dass man *plötzlich unvorbereitet* von einer Katastrophe überrascht und dadurch das Gefühl der Unverletzbarkeit zerstört wurde, ist man durch die mentale und technische Vorbereitung auf solche Situationen auch vor solchen Symptomen geschützt. Ripley (2010, S. 15) schrieb richtig: „.. bin ich heute, nachdem ich dieses Buch über Katastrophen geschrieben habe, weniger ängstlich. Ich kann Risiken sehr viel besser einschätzen.“

4. Die Bedeutung der „kompetitiven Intelligenz“

Der Begriff Survivability zeigt auf, dass man oft ein eingegengtes Verständnis vom Begriff „soziale Intelligenz“ hat. Kauke (1998) unterschied nämlich zwischen *drei* Komponenten sozialer Intelligenz:

Kompetitive Intelligenz: „... ist für die Bewältigung von Situationen mit absoluten Interessengegensätzen und egozentrischen Beweggründen der Beteiligten nötig“ (Kauke, 1998, S. 67). Kauke (2002) meint, dass dazu es auch z. B. notwendig ist, „streetwise“ (Füllgrabe, 1997, 2002, 2016) zu sein, d.h. zu wissen, wie Personen in bestimmten, besonders gewaltorientierten, Subkulturen handeln.

Verhandlungsintelligenz: „... ist in Situationen gefordert, in denen neben Interessengegensätzen partielle Interessenübereinstimmungen auf der Basis von egozentrischen und kooperativen Motiven möglich sind und Interessengegensätze somit relativiert werden“ (Kauke, 1998, S. 67).

Kooperative Intelligenz: bezieht sich „...auf das einmütige Zusammenspiel zwischen Partnern, die einander unterstützen, statt von Gewinner- oder Verliererposition aus zu konkurrieren“ (Kauke, 1998, S. 68). Dabei bezieht die Autorin Kooperation, das Zusammenwirken in Richtung auf ein gemeinsam beabsichtigtes Ziel, nicht nur auf Paarbeziehungen, sondern z.B. auch auf Mannschaften im Sport und die Integration von Kulturen.

Kaukes Unterteilung der sozialen Intelligenz ist auch deshalb wichtig, weil es hierbei nicht um starre Eigenschaften geht, sondern um *Strategien* und *Fähigkeiten*, die gemäß der jeweiligen Situation eingesetzt werden müssen. Dies bedeutet aber auch,

dass zur Bewältigung der materiell und psychologisch unterschiedlichen Situationen *Kooperation, Verhandeln, Von jemand angegriffen werden* durchaus unterschiedliche Fähigkeiten und Strategien notwendig sein können.

Diese Unterscheidung ist aber nicht nur aus theoretischen Gründen wichtig, sondern auch aus einem höchst praktischen Grund. Es gibt nämlich die Meinung, man könne und müsse alles durch Verhandeln lösen. Beispielsweise kritisierte Ludwig (2001, S. 5) in einem Leserbrief folgende Meinung bezüglich des Kontaktes mit extrem gewaltbereiten Personen: „Erste Pflicht der Beamten sei die Deeskalation der Situation. Dazu gehöre die Straftäter anzusprechen, Verhandlungen zu führen und einen Kontakt herzustellen.“ Natürlich kann durch sachgemäßes sprachliches Vorgehen Gewalt verhindert werden (s. Füllgrabe, 2002, 2016). Doch wenn man meint, man müsse die im Leserbrief zitierten Maßnahmen des Verhandeln in *allen* Situationen anwenden, kann dies tödliche Folgen haben, etwa wenn man einen „Straßenkampfveteranen“ trifft, der darauf vorbereitet ist, „tödliche Gewalt innerhalb eines kurzen Momentes der Wahrnehmung zu benutzen“ (Pinizzotto et al., 1997, S. 28).

Es wird also relativ häufig übersehen, dass es neben Situationen, wo man einfach kooperieren oder durch Verhandeln einen Interessengegensatz überbrücken kann, *auch* Situationen gibt, wo man nicht mehr verhandeln, sondern sich nur noch wehren kann. Dies gilt für viele zwischenmenschliche Bereiche, z.B. für die polizeiliche Eigensicherung (Füllgrabe, 2002, 2016) und für Mobbing.

Kauke (1998) betrachtet die 3 Komponenten einer sozialen Intelligenz unter spieltheoretischen Gesichtspunkten. Bei zwischenmenschlichen Begegnungen spielt nämlich die *zwischenmenschliche Spieltheorie* (Füllgrabe, 1997, 2002, 2016) eine wichtige Rolle. Denn die Interaktion zweier Menschen erfolgt wie bei einem Schachspiel: Zug folgt auf Zug, jeder beeinflusst den anderen, und jeder hat seine Chancen, wie auch sein Gegenüber. Deshalb muss man die Regeln der Interaktion kennen, man muss auf Täuschungen, Lügen, Ablenkungsmanöver, Angriffe usw. achten, *und* man muss ein Verhalten zeigen, das freundlich und kooperativ ist, gleichzeitig aber auch dem Interaktionspartner unmissverständlich signalisiert, dass man sich gegen Ausbeutung und Gewalt zur Wehr setzen wird (TIT FOR TAT – Strategie).

Axelrod (1991), der in zwei Computerturnieren die unterschiedlichsten Strategien aufeinander treffen ließ, stellte nämlich fest: Langfristig hat nicht der rücksichtslose Ausbeuter Erfolg, auch nicht derjenige, der immer kooperiert und sich alles gefallen lässt, sondern TIT FOR TAT. Diese einfache Strategie besteht nur aus zwei Regeln:

1. Mache als erster einen kooperativen Zug.
2. Verhalte dich dann beim zweiten Zug genauso wie der Mitspieler vorher. D.h.: hat er vorher kooperiert, kooperiere weiter. War er vorher unkooperativ, lass dich nicht ausnutzen und kooperiere ebenfalls nicht. Sobald der andere kooperiert, kooperiere ebenfalls wieder.

Um diese kompetitive Intelligenz in der Realität des Leben zu zeigen ist z. B. wichtig:

- Lügenentlarven, Betrugsmanöver entdecken (Füllgrabe, 1995)
- Gefahren entdecken und vermeiden (*Survivability*, Füllgrabe, 1997, 2002, 2016).

Beide Fähigkeiten haben gewisse Gemeinsamkeiten: Man muss sein Gegenüber genau betrachten und auf *Veränderungen* seines Verhaltens achten. Er kann *plötzlich* angreifen. Und es gibt keine direkten Lügensignale, da nichtsprachliche Signale mehrdeutig sein können. Aussagekräftig ist aber, wenn sich diese Signale bei einem bestimmten Sachverhalt *plötzlich* verändern (s. Füllgrabe, 1995).

5. Das Gesetz der Straße

Zur Survivability gehören auch Kenntnisse der Umwelt, in der man sich bewegt. Und hier ist wichtig, bestimmte falsche Vorstellungen zu vermeiden. Das Denken und Handeln von Menschen in bestimmten Umgebungen unterscheidet sich nämlich deutlich von denen der Mittelschicht.

Bereits 1966 hatte Lewis in seiner Beschreibung der „*Kultur der Armut*“ die Notwendigkeit aufgezeigt, zwischen den materiellen Lebensbedingungen und dem Denken zu unterscheiden. Er prägte den Begriff „Kultur der Armut“ (1966, S. 21) um ein Muster aus Armut, Distanz zu den Institutionen der Gesellschaft, Misstrauen, Apathie und der Entwicklung alternativer Institutionen und Verhaltensweisen in der „Gemeinschaft der Slums“ zu beschreiben. Er unterschied aber auch (Lewis, 1966, S. 23) ausdrücklich zwischen Armut und der „*Kultur der Armut*“. Er zitiert dazu Beispiele aus verschiedenen Ländern und Zeitepochen als Beweis dafür, dass arme Menschen keineswegs zu dieser *Kultur der Armut* gehören müssen.

Voraussetzungen dafür sind z.B. das Vorhandensein von Verwandtschaftsbeziehungen und Klans, was ihnen ein starkes Gefühl der Identität und der Kontinuität gibt und die Bereitschaft zu lernen..

Dies zeigte auch Anderson (1994) in seinem „Gesetz der Straße“ auf, wo er *zwei* unterschiedliche Kulturen in den armen amerikanischen Ghettos beschrieb: „The decent people“, die sich an den Normen der Mittelschicht orientieren und „the street people“, die eher impulsiv und gewaltorientiert leben.

Worin diese Impulsivität konkret besteht, ermittelte Miller (1958, 1970). Er fand 6 Themen, die im Denken der "Kultur der Unterschicht" eine wichtige Rolle spielen:

- Sich aus **Schwierigkeiten** heraushalten
- **Härte**, körperliche Verwegenheit
- **Smartness**: Fähigkeit, andere auszutricksen, zu täuschen
- **Erregung** (Thrill, Kick) durch gefährvolle, risikoreiche Handlungen
- **Schicksalsorientierung**: Geht es gut, hat man Glück gehabt, geht's schlecht, hat man Pech gehabt.
- **Unabhängigkeit** von Autoritäten

Da man in einer solchen Umgebung nicht mit der Polizei rechnen kann, muss man „für sich selbst zu sorgen“. So entsteht das Gesetz der Straße dort, wo der Einfluss der Polizei endet. Der Kodex der Straße, das **Gesetz der Straße** enthält eine Reihe informeller Regeln, die das öffentliche zwischenmenschliche Verhalten, einschließlich Gewalt, bestimmen. Die Regeln beschreiben sowohl, wie man sich angemessen verhalten sollte, als auch, wie man angemessen reagieren soll, wenn man herausgefordert wird.

Im Mittelpunkt des Kodex steht der Gesichtspunkt des **Respekts**, definiert als „richtig“ behandelt zu werden oder die Achtung zu bekommen, die man verdient. Mit dem richtigen Ausmaß an Respekt kann man es zum Beispiel vermeiden, in der Öffentlichkeit „angemacht“, belästigt zu werden. Wenn man „angemacht“ wird, könnte man nicht nur in körperlicher Gefahr sein, sondern auch, entehrt und

„niedergemacht“ (respektlos behandelt) worden zu sein. Viele der Formen, die das „Niedermachen“ annehmen kann, mögen Personen aus der Mittelschicht geringfügig erscheinen, z. B. den Augenkontakt zu lange aufrecht zu erhalten.

Man muss deshalb *streetwise* sein, also diese Denkmuster kennen. Ein Gutachter oder Therapeut, der mit dieser Gruppe zu tun, ihre Denkmuster und Handlungsmuster aber nicht kennt oder nicht beachtet, wird nicht ernst genommen, oder er wird „über den Tisch gezogen.“

Die Kenntnis dieser Spielregeln ist sogar im wahrsten Sinne des Wortes überlebenswichtig. Denn gewaltbereite Personen gehen davon aus, dass jeder dafür verantwortlich ist, mit dem Kodex vertraut zu sein. Wenn beispielsweise das Opfer eines Straßenraubs den Kodex nicht kennt und „falsch“ reagiert, kann sich der Täter gerechtfertigt fühlen, das Opfer sogar zu töten, und er fühlt keine Schuld. Er mag denken: „Sehr schlecht, aber es ist sein Fehler. Er hätte es besser wissen müssen“ (Anderson, 1994, S. 89).

6. Das TITANIC Paradoxon

Manche Katastrophen treten nicht spontan auf, sondern entstehen schrittweise. Und bei jedem Schritt wäre es noch möglich, die Katastrophe zu vermeiden. Aber selbst in einer solchen Katastrophe kann durch entsprechende Maßnahmen und eine entschlossene Führung das Allerschlimmste verhindert werden.

Am 14.4.1912 sank das Luxussschiff Titanic im Atlantik. Aber schon lange vorher hatte sich allmählich, schrittweise eine gefährliche Situation aufgebaut (s. Titanic-Syndrom, Füllgrabe, 1994). Das Titanic Paradoxon besteht darin: Die Titanic sank nicht, weil sie mit dem Eisberg zusammengestoßen war, sondern weil sie **nicht** mit ihm zusammenstieß. Wade (1981, S. 38) erwähnt die Namen verschiedener Schiffe, die vor der TITANIC durch Eisberge schwer beschädigt wurden, ohne zu sinken.

Doch alle vorherigen Fehler und Versäumnisse hätten vermutlich nicht so große Auswirkungen gehabt, wenn der Erste Offizier, W. Murdoch, nicht *den* entscheidenden Fehler gemacht hätte. Als er den „plötzlich“ auftauchenden Eisberg erblickte, rief er das Kommando „Ruder hart Backbord, äußerste Kraft zurück.“ Fast prophetisch hatte „Knight's Modern Seamanship“ (1910) gewarnt: „Viele Offiziere neigen in einer solchen Situation instinktiv dazu, von der Gefahr abzudrehen und gleichzeitig die Maschinen auf volle Kraft rückwärts zu schalten. Dies ist der sicherste Weg, eine Kollision herbeizuführen“ (Wade, 1981, S. 157-158).

Denn mit sehr großer Wahrscheinlichkeit wären die Schäden auf der TITANIC und die menschlichen Verluste weitaus geringer gewesen, wenn die TITANIC *frontal* mit dem Eisberg zusammengestoßen wäre. So wurden vom Eisberg Löcher in die Bordwand gestanzt, durch die das Wasser in das Schiff strömte. Selbst das wäre vielleicht nicht problematisch gewesen, wären die Schotten durchgängig bis zum Deck durchgebaut gewesen. So schwappte das Wasser von einem Abschnitt in den nächsten und brachte das Schiff immer mehr zum Kentern.

Auch heute noch, nach über 100 Jahren, ist der Name der TITANIC ein geläufiges Synonym für eine große Katastrophe. Doch bezieht sich der Schrecken, den dieser Name auslöst, fast ausschließlich auf die Tatsache, dass gegen alle Erwartungen ein als „unsinkbar“ angesehenes Schiff doch noch sank. Aber den *Überlebenden* des Schiffbruches blieb das Schlimmste erspart. Sie wurden nach einigen Stunden

von der *Carpathia* an Bord genommen, sie kamen nicht in jene Extremsituation von Schiffbrüchigen: zu wenige Nahrungsmittel, auf zu engem Raum zusammengepfercht. Wenn es diesbezüglich einen Namen gibt, der diesen Zustand als Metapher symbolisieren kann - analog zur TITANIC als Scheitern von Illusionen - dann ist es das **Floß der Medusa**.

Im Jahre 1816 strandete die französische Fregatte „La Meduse“ - mit dem Gouverneur Schmaltz und Soldaten auf dem Wege nach Senegal - auf einer Sandbank vor der afrikanischen Küste. Neben nautischen Fehlhandlungen des Kapitäns war der Hauptgrund die Leichtfertigkeit, mit der er den Rat seiner erfahrenen Offiziere missachtete: Die auch heute noch schlecht vermessene und für Segelschiffe schwierig zu befahrene Stelle in sicherem Abstand zu umsegeln (s. Schadewaldt, 1982). Nachdem man das Schiff nicht mehr flott bekam, wurde es fluchtartig und voreilig verlassen. (Neun Monate später wurde es noch nahezu unverseht aufgefunden; s. McKee, 1976, S. 205.) Der Kapitän begab sich in eines der Rettungsboote, die ein hastig zusammen gezimmertes und schlecht konstruiertes Floß in Schlepptau nahmen. Auf diesem nur 140 qm großen Floß suchten 152 Personen Platz, ohne genügend Nahrungsmittel, ohne genügend Wasser und bis zu den Hüften im Wasser stehend - obwohl die Rettungsboote nicht voll besetzt waren.

Dann kam es zur völligen Erstsolidarisierung. Da das schwerfällige Floß das eigene Fortkommen erschwerte, bestand Gouverneur Schmaltz darauf, dass die Schleppeleine gelöst werden sollte - obwohl er auf der Fregatte geschworen hatte, niemanden im Stich zu lassen. Weil viele in den Rettungsbooten ihm zustimmten, wurde die Schleppeleine gelöst und das Floß seinem Schicksal überlassen (McKee, 1976, S. 63). Wer sich nicht aufrecht halten konnte, ertrank, einige Männer fielen über Bord, andere begingen Selbstmord. Halluzinationen traten auf. Die früheren Sträflinge, die in Afrika als Soldaten dienen sollten, versuchten, nachdem sie sich an die Weinfässer herangemacht und sich sinnlos betrunken hatten, ihre Offiziere und die 29 Matrosen zu ermorden.

Dem Schiffsarzt Savigny, der wegen des Fehlens von Schiffsoffizieren mutig und entschlossen das Kommando übernommen hatte, gelang es mit einigen Besonnenen, die Kämpfenden in Schach zu halten. Savigny drückte später sein Erstaunen über diese Leistung mit dem Satz aus: „Wir konnten nicht vorhersehen, wie eine Handvoll Individuen einer derart großen Anzahl Geistesverwirrter Widerstand leisten konnte!“ (Schadewaldt, 1982, S. 116).

Die Meuterer hatten aber nicht nur Gewalttätigkeiten begangen, sondern auch kostbare Reserven vernichtet: Beide Wasserfässer und ein Weinfass waren über Bord geworfen worden. Nur ein Weinfass war übrig geblieben, was für die restlichen 60 Personen nicht ausreichte. Hunger, Durst und die hoffnungslose Lage lösten eine Stimmung der **Hoffnungslosigkeit** aus. Es kam sogar zum Äußersten: die Überlebenden ernährten sich vom Fleisch eines Verstorbenen. Als die Brigg „L'Argus“ das Floß sichtete - der französische Maler Gericault hat diesen Augenblick in seinem bekannten Monumentalgemälde verewigt - lebten nur noch 15 Personen.

Savigny beschrieb später das Leiden und die Symptome der Menschen auf dem Floß und zog verschiedene Schlussfolgerungen: sorgfältige Vorbereitung von Rettungsmaßnahmen nautischer, medizinischer Art, hinsichtlich Proviant, Wasser. Er wies aber auch auf einen wichtigen psychologischen Faktor hin: Bekämpfung der Lethargie und der Hoffnungslosigkeit. Deshalb betonte er die Wichtigkeit einer straffen militärischen, insbesondere auch **seelischen Führung** in einer solchen Ausnahmesituation.

Dies belegt das Schicksal der britischen Fregatte „Alceste“, die im Februar 1817 im südchinesischen Meer ohne Verschulden des Kapitäns auf ein Riff gelaufen war,. Der Kapitän hatte seine Männer *nicht* im Stich gelassen, sie in schwierigen Lagen realistisch aufgemuntert, die Ressourcen sorgfältig eingeteilt, um Rettung nachgesucht, die Angriffe von Eingeborenen abgewehrt. Als das Rettungsschiff kam, erschienen deren Kapitän die Schiffbrüchigen wie Wilde, in Lumpen, unrasiert - aber immer noch diszipliniert!

Savignys eigene Schlussfolgerung ist also treffend: „Psychische Kraft ist für das Überleben von größerer Bedeutung als physische Kraft“ (McKee, 1976, S. 237). „Das Wichtigste war also, **zuerst die Verzweiflung zu bekämpfen, um das Leben bis an seine physische Grenze auszudehnen.**“

Literatur:

Anderson, E. (1994). The code of the streets. *The Atlantic Monthly*, Vol. 273, Nr. 5, May 1994, pp. 80–94.

Anderson, E. (1999). *Code of the Street*. New York: Norton.

Axelrod, R. (1991). *Die Evolution der Kooperation*. München: Oldenbourg.

Curtis, R. (1999). *The ethnographic approach to studying drug crime*. In: National Institute of Justice. Looking at crime from the street level. Washington, November 1999.

Daw, J. (2002). 'Window to self-discovery' opened after Sept. 11. *Monitor on Psychology*, Vol 33, Nr. 3, March 2002.

Flanagan, J. C. (1954). The Critical Incident Technique. *Psychological Bulletin*, Vol. 51, Nr. 4, July 1954, pp. 327-358.

Füllgrabe, U. (1979). Panik - Ein sozialpsychologisches Problem. In: F. Stiebitz, (Hrsg.), *Polizeieinsätze in Fußballstadien - Panikforschung* (S. 76 - 89). Hilden: Verlagsanstalt Deutsche Polizei.

Füllgrabe, U. (1995). *Irrtum und Lüge*. Stuttgart: Richard Boorberg Verlag.

Füllgrabe, U. (1994). Das TITANIC-Syndrom. *Magazin für die Polizei*, 25. Jahrgang, Nr. 216, April 1994, S. 24 - 33

Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie: Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wötzel.

Füllgrabe, U. (2002) (6. Auflage, 2016). *Psychologie der Eigensicherung: Überleben ist kein Zufall*. Stuttgart: R. Boorberg Verlag.

Janis, I. L. (1971). *Stress and frustration*. New York: Harcourt, Brace & Jovanovich.

- Kain, A. (1996). *SAS Security handbook*. London: William Heinemann.
- Kauke, M. (1998). *Kooperative Intelligenz*. Heidelberg: Spektrum.
- Kauke, M. (2002). Persönliche Mitteilung.
- Lewis, O. (1966). The culture of poverty. *Scientific American*, 215, October 1966, S.19 - 25.
- Ludwig, E. (2001). Im Dienst getötet, Leserbrief in *Deutsche Polizei*, Nr. 2/2001, S. 5.
- McKee, A. (1976). *In der Todesdrift: Das Floß der Medusa*. München: Desch.
- Miller, W. B. (1970, 2. ed.). Lower class culture as a generating milieu of gang delinquency. In: M. E. Wolfgang et al. (eds.), *The sociology of crime and delinquency* (pp. 351–363). New York: John Wiley & Sons.
- Pinizzotto, A. J., Davis, E. F. & Miller III, C. E. (1997). *In the line of fire: Violence against law enforcement. A study of selected felonious assaults on law enforcement officers*. United States Department of Justice. Federal Bureau of Investigation. National Institute of Justice. Washington, October 1997.
- Ripley, A. (2010). *Survive: Katastrophen - Wer sie überlebt und warum*. Frankfurt: S. Fischer Verlag.
- Salter, A. (2006). *Dunkle Triebe: Wie Sexualtäter denken und ihre Taten planen*. München: Goldmann.
- Schadewaldt, H. (1982). Der Schiffbruch der Meduse im Jahre 1816. In: W. Treue (Hrsg.), *Geschichte der französischen Marine* (S. 107-125). Herford: Mittler.
- Shakespeare, W. (o. J.). Stuttgart: Reclam. S. 119.
- Siebert, A. (1996). *Erfolgreich Krisen bewältigen: Anleitung zum Überleben*. München: Hugendubel.
- Thompson, G. (1997). *Dead or alive: The choice is yours*. Chichester: Summerdale Publishers.
- Wade, W. C. (1980). *TITANIC: Das Ende eines Traums*. Oldenburg: Stalling.